

Trevor Shane
PARANOIA

Trevor Shane

PARANOIA

Der Hinterhalt

ERSTES BUCH

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Thomas Bauer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Children of Paranoia« bei Dutton, a member of
Penguin Group (USA) Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Trevor Shane

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31265-8

www.goldmann-verlag.de

*Für meinen Sohn Leo, der mich bereits inspiriert hat,
bevor ich überhaupt wusste, dass es ihn gibt.*

PARANOIA

Erstes Buch

*Christopher,
du musst erfahren, wer du bist.
Du musst erfahren, woher du kommst.
Nur so kannst du gegen sie kämpfen,
wenn sie hinter dir her sind.*

*In ewiger Liebe
Deine Mutter*

ERSTER TEIL

PROLOG

Liebe Maria,
du hast vermutlich nicht erwartet, dass aus diesem Tagebuch viel werden würde, als du es mir geschenkt hast, aber hier ist es. Ich habe es für dich geschrieben. Als du es mir gabst, sagtest du, dass du mich verstehen möchtest. Ich bin mir nach wie vor nicht sicher, ob du verstehen wirst, was ich getan habe, aber ich hoffe es zumindest.

Du bist ein großer Teil dieser Geschichte – ein größerer Teil, als ich anfangs erwartet hatte. Ich habe einfach immer weitergeschrieben. Hier ist sie also, die Geschichte. Hier bin ich auf ein paar hundert schäbigen Seiten.

Ich weiß nicht, ob ich gesündigt habe oder ob Sünde überhaupt existiert. Wenn ja, habe ich vermutlich mehr als genug gesündigt. Vielleicht sollte ich mir deshalb Sorgen machen, doch das tue ich nicht. Ich Sorge mich allein um deine und Christophers Sicherheit. Alles andere wird für sich selbst Sorge tragen.

Ich liebe dich.

Dein Joe

ERSTES KAPITEL

Es fällt mir schwer zu entscheiden, wo ich beginnen soll. Man soll am Anfang beginnen, heißt es, aber woher soll ich wissen, wo der Anfang ist? Schwer zu sagen. Ich hatte immer ein viel besseres Gespür für das Ende. Vermutlich begann es jedoch in Brooklyn, als ich in der Dunkelheit an einer Straßenecke stand und darauf wartete, dass eine Frau ihren Laden schließt.

Als sie aus dem Gebäude trat, wich ich ins Dunkel zurück. Sie blickte sich kurz in alle Richtungen um, doch ich wusste, dass sie nur eine menschenleere Straße sah. Deshalb richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder darauf, ihren Laden abzuschließen. Die letzte Stunde hatte sie damit zugebracht, aufzuräumen, die Theke abzuwischen und die Weinflaschen wieder zu ordnen, die Kunden verstellt hatten. Jetzt stand sie vor dem Laden auf dem Bürgersteig, um nach einem langen Arbeitstag nach Hause zu ihrer Familie zu gehen. Sie zog das Metallgitter herunter, das ihren Laden schützen sollte, sicherte es mit einem Vorhängeschloss, verstaute den Schlüssel in ihrer Handtasche und trat noch einmal einen Schritt zurück, um erneut einen kurzen Blick in beide Richtungen zu werfen. Noch immer nichts. Sie griff in ihre Handtasche, fischte eine einzelne Zigarette heraus und zündete sie an. Sie inhalierte tief, wandte sich nach links und ging die dunkle Straße hinunter.

Bislang war alles genau so gewesen, wie man mir gesagt hatte. Sie hatte keine Begleitung. Sie schien keinen Verdacht zu

hegen. Ihr Mann war geschäftlich unterwegs. Es hatte geheißen, die Sache sei einfach, und es sah ausnahmsweise einmal so aus, als würde sich das tatsächlich bewahrheiten.

Ich wartete, bis sie bei der nächsten Querstraße angelangt war, bevor ich aus dem Dunkel trat, in dem ich gewartet hatte. Dann wandte ich mich nach rechts und folgte ihr auf der anderen Straßenseite. Sie ging ziemlich schnell, mit entschlossenem, aber dennoch femininem Schritt. Alle paar Meter zog sie an ihrer Zigarette. Sie trug einen langen schwarzen Rock, schwarze Turnschuhe und eine lilafarbene Bluse. Sie war attraktiv, doch ich gab mir alle Mühe, diesen Umstand aus meinen Gedanken auszublenden. Stattdessen konzentrierte ich mich darauf, mein Tempo so zu wählen, dass ich sie ohne Verdacht zu erregen einholen würde, sobald sie ihre Wohnung erreichte. Ich tat das nicht zum ersten Mal. Meine Unschuld hatte ich schon Jahre zuvor verloren. Und es sollte auch nicht das letzte Mal sein, das war mir schon damals klar. Dieser Gedanke machte mir jedoch nicht zu schaffen. Ich hatte einen Job zu erledigen.

Als sie nach links zu ihrer Wohnung abbog, war ich weniger als einen Viertel-Häuserblock hinter ihr. Ich beobachtete, wie sie ihre Zigarettenkippe auf den Bürgersteig schnippte und mit einer Drehbewegung des Fußes austrat. Dann ging sie die noch ruhigere, baumgesäumte Seitenstraße entlang, in der sie wohnte. Sobald ich mir sicher war, dass ich mich außerhalb ihres Blickfelds befand, wechselte ich rasch die Straßenseite. Dabei nahm ich dünne schwarze Lederhandschuhe aus meiner Tasche und zog sie an. In der Seitenstraße war es noch dunkler. Es gab dort weniger Straßenlaternen.

Sie bewegte sich jetzt ziemlich schnell voran. Schneller, als sie es unter normalen Umständen getan hätte, vermute ich. Ich glaube nicht, dass sie mich gesehen hatte, aber sie muss

irgendetwas gespürt haben. Das war normal. Eine Art sechster Sinn, eine bange Vorahnung, dass etwas Schreckliches geschehen würde. Sie wagte es nicht, sich umzublicken. Noch nicht. Mit ein paar langen Schritten verringerte ich den Abstand zwischen uns auf etwa drei Meter.

Inzwischen hatte sie zweifellos bemerkt, dass ich ihr folgte. Gesehen hatte sie mich allerdings immer noch nicht. Sie spürte mich einfach hinter sich. Sie hätte schreien können, doch ich wusste, dass sie das nicht tun würde. Sie würde nicht riskieren, sich lächerlich zu machen. Ich hätte auch einer ihrer Nachbarn sein können, der wie sie gerade von der Arbeit nach Hause kam. Sie war seit einiger Zeit nicht mehr im Geschäft. Sie war nicht mehr in der Lage, sich auf ihre Instinkte zu verlassen.

Ich sah, wie sie abermals in ihre Handtasche griff. Sie hätte nach allem Möglichen tasten können. Ich beobachtete ihre Hand. Wenn sie eine Pistole hervorgeholt hätte, Tränengas oder auch nur ein Mobiltelefon, wäre ich gezwungen gewesen, schneller zu handeln, als ich wollte. Ich hätte sie am Handgelenk packen, es ihr verdrehen und dafür sorgen müssen, dass sie das, was sie in der Hand hielt, fallen lässt. Doch das war nicht nötig. Ich hörte ein leises Klimpern. Sie griff nur nach ihrem Schlüsselbund.

Die Bäume warfen Schatten auf den Bürgersteig, und sie ging mit schnellen Schritten durch Licht und Dunkel. Noch drei Häuser, dann würde sie nach links zu dem Sandsteinhaus abbiegen, in dem sie wohnte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Puls zu kontrollieren. Durch meinen Organismus begann Adrenalin zu strömen, von dem ich gehofft hatte, es sei nicht nötig. Wahrscheinlich reagierte ihr Körper genauso wie meiner. Sie ging schneller, sträubte sich aber noch immer dagegen zu rennen. Ich machte weiterhin große, gleichmäßige Schritte und

konnte dadurch den Abstand zwischen uns weiter verringern, bis ich sie beinahe berührte.

Inzwischen wusste sie Bescheid. Sie muss Bescheid gewusst haben. Ich war nur noch anderthalb Schritte hinter ihr. Sie muss sich ihrem Schicksal mehr oder weniger ergeben haben. Vermutlich schossen ihr gewisse Gedanken durch den Kopf, womöglich dachte sie mit Bedauern darüber nach, was sie hätte anders machen können, um ihre Haut zu retten. Ich bin sicher, ihr ging durch den Kopf, wie dumm es von ihr gewesen war, abends allein nach Hause zu gehen, auch wenn sie das schon hunderte Male getan hatte. Jahrelang. Über Jahre hinweg angenehme Spaziergänge durch die ruhigen Straßen von Brooklyn nach einem Tag ehrlicher Arbeit. Brooklyn war ihr Zuhause. Zwölf Jahre. Zwei Kinder. Wer weiß, wie viele schöne Erinnerungen... Könnte sie trotzdem schreien? Was wäre, wenn ihr Schreien ihre Kinder wecken würde? Sie wollte sie nicht erschrecken. Das wusste ich. Was hätte sie also anders machen können? Sie hätte ihre Kinder am Morgen umarmen können. Sie hätte ihnen sagen können, wie sehr sie sie liebt. Sie hätte den armen vierjährigen Eric nicht so anzufahren brauchen, als er seine Cornflakes auf dem Küchenboden verschüttete.

Ich erinnerte mich an jenen Augenblick am Morgen zurück, als ich sie von der Eingangstreppe auf der gegenüberliegenden Straßenseite durchs Küchenfenster beobachtet hatte und gerne etwas zu ihr gesagt hätte. Ich hätte sie gerne wissen lassen, wie sehr sie es noch bereuen würde, ihr Kind so anzuschreien. Lass ihn seine Cornflakes doch verschütten, dachte ich, als es passierte, lass ihn sie doch verschütten. Selbstverständlich hatte ich nichts gesagt.

Jetzt, ein Haus vor dem, in dem sie wohnte, ging ich mei-

nen Plan in Gedanken noch einmal durch. Während ich das tat, drehte sie sich nach links und drückte das kleine Tor auf, das zu ihrer Wohnung führte. Ich war ihr dicht genug auf den Fersen, um das Tor auffangen zu können, ehe es wieder ins Schloss fiel. Inzwischen konnte ich sie sogar atmen hören. Aus ihrer Wohnung drangen die Geräusche eines Fernsehers an mein Ohr. Ihre Babysitterin musste ihn eingeschaltet haben.

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, mir den Ausdruck darin aber vorstellen. In diesem Augenblick muss er Panik oder Entschlossenheit verraten haben, entweder oder. Ich hatte schon beides gesehen und hoffte auf Entschlossenheit. Panik konnte das Ganze zu einer schmutzigen Angelegenheit machen. Bevor sie einen Fuß auf die unterste Stufe der Treppe setzen konnte, die zu ihrer Wohnungstür führte, streckte ich die Hand aus und packte sie fest am Handgelenk. Ich griff nach der Hand, in der sie die Schlüssel hielt, damit sie diese nicht als Waffe benutzen konnte. Das war ihr nämlich mit Sicherheit irgendwann beigebracht worden. »Geh auf die Augen los«, hatte sie gelernt. Alle Frauen lernen das. Nachdem ich sie am Handgelenk gepackt hatte, drehte ich sie zu mir her und presste ihr meine freie Hand auf den Mund, bevor sie mehr als ein kurzes Keuchen ausstoßen konnte.

Wir standen uns gegenüber. Im Licht konnte sie einen flüchtigen, aber deutlichen Blick auf mein Gesicht erhaschen, der sie in einem Punkt bestätigt haben muss: Sie kannte mich nicht. Ich drängte sie rückwärts ins Dunkel neben der Treppe; dabei entwand ich ihr den Schlüsselbund und ließ ihn auf den weichen Boden neben dem Eingang zur Gartenwohnung fallen. Sie wohnte in einem für Brooklyn typischen Sandsteinhaus, bei dem sich die Tür zur Gartenwohnung leicht zurückgesetzt unterhalb der Treppe zum Haupteingang befand. Ich drängte

sie weiter zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Tür gepresst dastand. Hier wurden wir von Dunkelheit verschluckt. Niemand konnte uns sehen. Niemand würde sie sterben sehen. Jeder Schritt meines Plans war ohne Probleme aufgegangen.

In einer schnellen, koordinierten Bewegung ließ ich ihr Handgelenk los und nahm die andere Hand von ihrem Mund, um ihr beide Hände um den Hals zu legen. Ohne Zeit zu verlieren, drückte ich zu. Alles ging so schnell, dass auch dann kein Laut zu hören gewesen wäre, wenn sie den Mut aufgebracht hätte zu schreien. Ich sah ihr ins Gesicht, während ich ihr die Luft zwischen Lunge und Gehirn abdrückte. Sie starrte mir in die Augen, als sich meine behandschuhten Hände fester um ihre Kehle schlossen. Ihr Gesicht lief langsam rot an, während sich ihr Mund öffnete und schloss und vergeblich versuchte, ein letztes Mal nach Luft zu schnappen. Sie zeigte kaum Gegenwehr. Kein Treten, kein Schlagen, nur Keuchen. Ein paar Tränen rollten ihre Wangen hinunter, und ihr rot angelaufenes Gesicht verfärbte sich langsam bläulich. Inzwischen konnte ich ihren Puls selbst durch meine Handschuhe spüren, als ihr Herz wie wild zu arbeiten begann, um ihr Gehirn mit Sauerstoff zu versorgen. Ich konnte ihren Puls in meinen Daumen und in meinen kleinen Fingern fühlen. Meine Zeigefinger spürten nur, wie sich die Muskeln in ihrem Hals anspannten. Falls sie noch zu klaren Gedanken fähig war, galten diese jetzt zweifellos ihren Söhnen, ob es ihnen gut ging, ob sie sie noch ein letztes Mal würde hören können, ihre kleinen Stimmen, ihr Lachen. Fehlanzeige. Das einzige Geräusch, das aus der Wohnung drang, war das des Fernsehers.

Ihre Augen wurden glasig, und aus ihrem linken Nasenloch begann ein Rinnsal Blut zu fließen. Zuerst sammelte es sich innerhalb der Nase, und dann rann es schnell nach unten zu

ihren Lippen. Ihr eigenes Blut sollte das Letzte sein, was sie schmeckte. Sie wandte nicht ein einziges Mal den Blick von mir ab. Ihre Augen hatten keinen fragenden Ausdruck. Sie kannte mich nicht, doch sie wusste, weshalb ich sie töten musste. Sekunden später war sie tot.

Ich ließ ihren Körper zu Boden sinken und richtete mich wieder auf. Sie lehnte im Dunkeln mit angezogenen Knien zusammengesackt an der Tür, und das Blut auf ihrem Gesicht begann bereits zu gerinnen. Ihre Augen waren geöffnet, aber leblos. Ich empfand so gut wie nichts. Ich war gefühllos. Ich fand keinen Gefallen an dem, was ich getan hatte. In der Vergangenheit hatte ich verschiedene Stadien durchgemacht. Wir alle machen Stadien durch – verschiedene Emotionen. Macht. Stolz. Schuld. Ich empfand jedoch nichts von alledem. Das Einzige, was ich empfand, war Zufriedenheit mit einem gelungenen Job. Von diesem hatte es geheißen, er sei einfach. Ich nehme an, das war er auch.

Ich entfernte mich von der Leiche, trat zurück ins Licht, drehte mich um und ging davon, als sei nichts geschehen. Sie würde in ein paar Stunden gefunden werden. Die Babysitterin würde sich bald fragen, weshalb die Mutter der Kinder so lange nicht von der Arbeit nach Hause kam. Sie würde ihre Eltern anrufen, die daraufhin in der Weinhandlung anrufen würden. Die Eltern würden schließlich vorbeikommen und die Polizei verständigen, die die Leiche finden würde. Als ich wegging, normalisierte sich mein Puls. Ich zog die Handschuhe aus und verstaute sie wieder in meiner Tasche. Morgen würde ich die Stadt verlassen, und dieses Verbrechen würde unaufgeklärt bleiben. Das Viertel würde für ein paar Wochen in leichte Panik verfallen, doch dann würden sich die Wogen wieder glätten. Für alle, außer für ihre Angehörigen, würden die

Ereignisse dieser Nacht irgendwann nur noch eine Geschichte sein, die Kinder sich gegenseitig erzählen, wie eine Gespenstergeschichte am Lagerfeuer, ein echter Tod, zum Großstadtmythos mutiert. Ihre Angehörigen würden ebenso wenig wie sie selbst hinterfragen, weshalb sie getötet worden war. Genauso wie ich nicht hinterfragte, weshalb ich sie getötet hatte. Die Antwort war nämlich ganz simpel: Ich hatte sie getötet, weil ich gut bin und sie böse war. Zumindest war mir das so beigebracht worden, Maria.

Ich müsste lügen, wenn ich abstreiten würde, dass ich das manchmal noch immer glaube.

ZWEITES KAPITEL

Am nächsten Morgen spulte ich nach dem Aufwachen mein normales Programm ab. Training. Zweihundert Liegestütze, vierhundert Sit-ups. Frühstück und anschließend acht Meilen laufen. Da ich früh aufgestanden war, waren die Straßen noch wie ausgestorben. Ich war gegen halb zwei Uhr nachts wieder in der Wohnung meines Gastgebers in Jersey City angekommen. Nach vier Stunden Schlaf war ich aufgewacht und hatte meinen Tag begonnen. Es handelte sich um einen Reisetag. Ich wollte so früh loslegen, wie mein Körper es zuließ. Ich musste am frühen Nachmittag einen Flug in Philadelphia erwischen und konnte es kaum erwarten wegzukommen. Nach einem Job konnte ich es immer kaum erwarten wegzukommen. Vielleicht bereute ein Teil von mir das, was ich getan hatte. Ich weiß es nicht. Mein Plan war, mit dem Bus von Jersey City zum Parkplatz eines Einkaufszentrums am Stadtrand zu fahren. Dort würden mich meine Freunde auflesen und zum Flughafen bringen.

Die frühmorgendliche Luft war frisch. Ich lief durch einen leichten Nebel, der sich zwischen den vierstöckigen Sandsteinhäusern entlang der Straßen von Jersey City niedergelassen hatte. Ich lief schnell, um alle Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben. Beim Laufen hielt ich Ausschau nach irgendetwas Verdächtigem, blickte bei jedem Schritt nach links und nach rechts, sah mich um, ob mir irgendetwas seltsam

oder fehl am Platz erschien, und versuchte, Blickkontakt mit den Ladeninhabern herzustellen, die ihre Geschäfte öffneten, um herauszufinden, ob es auch nur den leisesten Hinweis darauf gab, dass mich einer von ihnen wiedererkannte. Es würde nicht lange dauern, bis ihnen klar werden würde, was passiert war. »Sie« konnten überall sein. Der Abend zuvor war eine gemeinsame Anstrengung gewesen. Drei Mordanschläge in einer Nacht über ein und dieselbe Stadt verteilt. Alles in allem hinterließen wir fünf Leichen. Ich hatte den einfachen Mord gehabt. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nur annehmen, dass meine Freunde ihre Jobs ebenfalls hatten erledigen können. Wenn nicht, konnte ich lange auf meine Mitfahrgelegenheit warten.

Ich bog um eine Ecke und lief eine steile Straße hinauf. Vor mir lud ein Mann vor einer Reinigung sorgfältig gebügelte Hemden und Anzüge aus einem Lieferwagen. Als unsere Blicke sich trafen, nahm sein Gesicht einen mürrischen Ausdruck an. Ich bog schnell in eine Seitenstraße ein und lief weiter. Ich bezweifelte, dass er mich erkannt hatte, aber man konnte sich nie ganz sicher sein. Bei der nächsten Querstraße drehte ich mich um und blickte zurück, es war jedoch nichts zu sehen. Paranoia. Ein nützliches Hilfsmittel in meiner Branche. Mir wurde früh beigebracht, dass nur die Paranoiden überleben. Vernachlässige auch nur für einen Augenblick deine Deckung, und dieser Augenblick könnte dein letzter sein.

Wenn Jareds und Michaels Mordanschläge ohne großes Aufsehen über die Bühne gegangen waren, würde womöglich erst im Lauf des Tages bekannt werden, was geschehen war. So wie ich Jared und Michael jedoch kannte, waren sie nicht unauffällig vonstattengegangen. Falls ihre Jobs schmutzig gewesen waren, war vermutlich bereits ein ganzes Team von Leuten

auf der Suche nach uns. Drei Jobs und fünf Leichen in einer Nacht würden mit Sicherheit Unruhe stiften. Vermutlich war das jedoch genau der Sinn und Zweck der Sache.

Die Polizei machte mir keine Sorgen. Sicher, die Bullen würden ermitteln, und die New Yorker Bullen gehörten zu den besten, aber sie mussten sich an Vorschriften halten. Sie hatten ein System. Scheinbar blindwütiges, sinnloses Töten durch Täter, die für ein oder zwei Nächte in die Stadt kommen und anschließend spurlos verschwinden, war nicht ihre Stärke. Das Motiv? Welches Motiv? Wer in der Lage war, das Motiv für diese Morde zusammenzufügen, wusste bereits, weshalb alle diese Personen getötet worden waren. Derjenige gehörte bereits einer Seite an. Hatten wir irgendwelche eingeweihten Leute in New York? Ich weiß es nicht. Vermutlich schon. Hatten sie welche? Ebenso wahrscheinlich. Wir sind überall – sie ebenfalls.

Ich bog um eine weitere Ecke und lief zur Wohnung meines Gastgebers zurück. Dabei winkelte ich die Arme an, schaltete noch einen Gang höher und gab auf den letzten zwei Meilen alles.

Mein Gastgeber war ein netter Kerl. Er war ungefähr dreißig Jahre alt, alleinstehend und wohnte in einer Zweizimmerwohnung in Jersey City. Er arbeitete als Computer-Programmierer bei einer Versicherung im Zentrum von Manhattan. Als wir an meinem ersten Abend in der Stadt zusammen etwas trinken gingen, überschüttete er mich mit Fragen. Ich beantwortete einige davon und ließ den weitaus größeren Teil unbeantwortet. Er wusste, wie die Sache läuft. Und er wusste, je mehr Informationen er mir entlocken konnte, desto gefährlicher wurde es für ihn.

Ich beendete meinen Lauf mit einem langsameren Tempo als sonst. Die Schuld dafür gab ich meinem Schlafmangel.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Trevor Shane

Paranoia

Der Hinterhalt
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31265-8

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

In einer Welt, in der es nur drei Regeln gibt und jeder ein tödlicher Feind sein könnte, kämpft eine Liebe ums Überleben

Seit er 18 Jahre alt ist, ist Joseph ein Killer. Ein Anruf genügt, und Joseph nimmt die Verfolgung auf. Warum er das tut, kann er nicht sagen. Er weiß nur, dass ein unerbittlicher Kampf zwischen zwei verfeindeten Gruppen entbrannt ist – und dass er auf der Seite der Guten steht, für die er aus tiefster Überzeugung kämpft. Nur wer zuerst tötet, wird überleben, denn der Gegner lauert überall, und jeder, der seinen Weg kreuzt, kann sein Mörder sein. Lange Zeit geht alles gut, doch dann gerät er an einem einsamen Strand in New Jersey in einen Hinterhalt, der ihn beinahe das Leben kostet. In letzter Sekunde kann er entkommen und flieht nach Kanada, wo ihm allerdings ein verhängnisvoller Fehler unterläuft: Er begegnet Maria und verliebt sich unsterblich in sie. Doch damit verstößt er gegen ein ehernes Gesetz, und die gnadenlose Rache seiner Feinde ist ihm sicher ...



[Der Titel im Katalog](#)